

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 45

Artikel: Das Fremdwort

Autor: Zinniker, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

allgemeinen Befolgung der Gebote der Nächstenliebe, so wie sie Weisheit und Frömmigkeit seit Menschengedenken aufgestellt haben.

Es gibt, Gott sei Dank, Menschen, die den andern das Leben zu erleichtern verstehen. Leider wirken sie nicht ansteckend. Würde ihr gutes Beispiel für alle zur Lebensregel, dann wäre die Frage „Was können wir tun, um einander das Leben zu erleichtern“ beantwortet.

Die Frage ist in ihrer Einfachheit unerhört kühn, ja versteigen; denn sie schließt alles, was in den Begriffen „Sitte“ und „Kultur“ liegt, in sich. Mit ebenso einfacher Verallgemeinerung könnte wie beantwortet werden: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Aber Verallgemeinerungen sind immer ein dürfstiger Behelf, der nicht in die Tiefe der Dinge dringt. Schwere Probleme wollen zergliedert sein.

Ich greife einen Ausschnitt heraus. Vor uns stehen als Tatsachen Leistungen des menschlichen Geistes, wie sie z. B. die Medizin und die Technik aufzuweisen haben. Sie gründen sich auf die Kenntnis von Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhängen. Solche Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhänge gibt es auch im Gebiet der menschlichen Seele, in das unsere Frage stößt.

Aber wie sehr ist das Studium des Menschen, des interessantesten Gegenstandes der menschlichen Forschung, vernachlässigt im Vergleich mit den Anstrengungen zur Ergründung der dem Menschen nützlichen und praktischen Dinge. Wie wenig ernstes Nachdenken wird dem Verhalten des Menschen gegenüber dem Menschen, des „wir“ gegen das „einander“, gewidmet. Hier besteht im Wissen und im Bildungsgut eine große Lücke.

Als Eingeweihte, als „Fachleute“ können am ehesten die Erzieher von Beruf und die Seelenärzte, die Psychiater, gelten. Ihre Aufgabe ist es, den Mitmenschen das Leben zu erleichtern. Ihre Berufsaufgabe geht über den Weg des Wissens und Verstehens, und es gibt in diesem Aufgabenkreis zweifellos Erfolge. Das schwererziehbare Kind, der irgendwie „gestörte“ Patient sind Fälle, bei denen die Kundigen Verstand und Herz ansehen: wohl verstanden, das Wissen allein tut es nicht, aber es ist eine unentbehrliche Voraussetzung.

Das gibt wenigstens einen kleinen Bestandteil zur Beantwortung der gestellten Frage: Über vertieftes Wissen um das wunderbare, vielgestaltige und empfindsame Gewebe der menschlichen Seele müßte der Weg zur gegenseitigen Lebens-Erleichterung gehen. Das wäre eine erste von vielen Stationen zum Ziel.

Prof. Dr. K. W.

Ich dachte Ihrer Frage nach und glaube, Ihnen antworten zu dürfen: Die größte Erleichterung verschaffe ich meinen Mitmenschen, wenn ich mit ihnen lache.

Conférencier A. H.

Uns gegenseitig das Leben erleichtern, oh, das können wir schon! Wir müßten nur wissen, daß es nicht bloß uns, sondern den meisten Menschen oft oder zuweilen seelisch nicht gut geht;

dass nicht jeder aus mangelnder Rücksicht, aus Eigennutz oder aus Feindseligkeit handelt, dessen Benehmen uns nicht behagt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die meisten Dinge in einer Woche oder in einem Jahr schon ganz anders aussehen werden; und schließlich noch eines: daß wir selber, nämlich so schrecklich unwichtig sind — dann wäre das Leben sicherlich leichter.

Sehr viel Güte also, und ein wenig Humor, das ist mein Rezept.

Prof. Dr. H. K.

* * *

Das Leben ist reich an Schwierigkeiten, die sich uns täglich in den Weg stellen. Man bemüht sie vielfach darnach, wie schwer sie in unsere Verhältnisse eingreifen. Dieser Maßstab dürfte doch nicht ganz richtig sein, wenigstens nicht für die Behandlung der Frage, in wie weit diese Schwierigkeiten in der Lage sein können, unser Leben zu erschweren. Ihre Bedeutung haben wir wohl besser darnach bemessen, wie wir uns zu diesen Schwierigkeiten stellen, wie wir sie auffassen und wehren. Es ist eine feststehende Erscheinung, daß für uns im privaten wie im Berufsleben, ganz besonders aber in der Ehe, in der Familie die größten Unannehmlichkeiten nicht von bedeutenden, grundsätzlichen Angelegenheiten herrühren, sondern von den tausenderlei Kleinigkeiten, die uns immer wieder über den Weg kommen. Während wir großen Gegensähen und Ereignissen manchmal mit erstaunlicher Entschlossenheit oder auch mit großer Nachsicht gegenüberstehen, verlieren wir den Kleinigkeiten gegenüber nur zu leicht die Geduld und damit die Voraussetzung eines gegenseitigen guten Auskommens. Wenn wir uns und unsern Mitmenschen das Leben erleichtern wollen, so müssen wir in erster Linie uns klar sein, daß wir gerade diesen kleinen Schikanen des Lebens gegenüber jene Großzügigkeit der eignen Einstellung brauchen, die uns erlaubt, nichts tragisch und ernst zu nehmen, was nicht an die Grundlagen unserer Weltanschauung, unserer Persönlichkeit, unserer Existenz geht. Großzügigkeit ist überhaupt die beste Waffe gegenüber den Kleinlichkeiten des Schicksals und der Menschen. Großzügigkeit ist Bornehmheit im Denken und auch im Handeln. Großzügigkeit ist der beste Ausgleich für all die Unebenheiten, die nun einmal in der menschlichen Natur liegen, nicht zum mindesten auch in unserer eigenen. Großzügigkeit bedeutet nicht absolutes Gewährenlassen gegenüber allen Fehlern und Schwächen, sondern nur weise Nachsicht, besonders dann, wenn unverkennbar ist, daß der andere selbst unter diesen Schwächen leidet und sich bemüht, sie zu überwinden. Großzügigkeit beschämt auch besonders dann, wenn sie in feiner, humorvoller Weise zur Anwendung kommen kann, wie überhaupt Humor und seine Ironie das beste Mittel zur Erhaltung eines gedeihlichen Zusammenlebens darstellen. Wenn jeder von uns der Tatsache eingedenkt ist, daß er selbst Fehler genug besitzt, die dem andern Schwierigkeiten machen könnten, so wird sich jeder bestreben, diese seine Schattenseiten zu korrigieren und nachsichtig dann zu sein, wenn er ähnliche und andere Schattenseiten bei anderen wahrnimmt. Bemühen wir uns, alles zu verstehen, und wir werden vieles verzeihen können.

Schriftsteller S. G.

Das Fremdwort

Von Otto Zinniker

(Vor ca. 2—3 Wochen in der „Zi“ erschienen)

Adolf Schwenter, kantonaler Beamter mit Pensionsberechtigung, dem das Junggesellentum nach und nach zum Beschweren wurde, hatte ein Inserat folgenden Wortlauts in die Zeitung eingerückt:

„Herr in gesicherter Stellung, 30 Jahre alt, Altruist, sucht Freundschaft mit gebildeter Tochter in den Zwanzigerjahren zwecks späterer Heirat. Ernstgemeinte Zuschriften sind unter Chiffre L 4461 an die Expedition der ‚Neuesten Nachrichten‘ erbeten.“

Auf dieses Inserat erhielt Adolf Schwenter einen beträchtlichen Stoß von Briefen, was weiter nicht zu verwundern ist. Denn in unserm Zeitalter, in dieser Ära der Abwertung aller Werte, wird eine sichere Stellung von der heiratslustigen Damenwelt überaus geschätzt. Schwenter war übrigens auch sonst ein annehmbarer Cehelkandidat. Zwar ragte er physisch keineswegs über den Durchschnitt hinaus, doch war er ein lieber Mensch mit wahrer Herzensbildung. Es war ihm inneres Bedürfnis, seinen Mitmenschen zu dienen und sich ihnen hilfreich zu erweisen, wo immer er konnte. Auch setzte er sich manhaft für seine Ideale ein. Von seiner zufünftigen Ehegefährtin erwartete er eine ähnliche Gesinnung, und deshalb hatte er das Wort „Altruist“ in die Annonce eingeschlossen. Er hoffte, eine gleichgesinnte Seele werde sich durch dieses Kennwort veranlaßt fühlen, ihm zu schreiben.

Von den zahlreichen Zuschriften gefiel ihm eine mit kleiner, sauberer Handschrift am besten. Schon bei der ersten flüchtigen Durchsicht hob sich der Brief wie roter Mohn aus der Gräserblüte von allen übrigen Briefen ab. Die Bütte waren nett gerundet und von schönem Schwung, dabei wies eine mäßige Druckstärke auf wahrcheinlich vorhandene geistige Potenzen der Schreiberin hin — Schwenter glaubte nämlich, etwas von Graphologie zu verstehen. Er beilte sich, mit der Absenderin schon auf den nächsten Sonntag eine Zusammenkunft in Lauberswil, einem hübschen Städtchen, das zwischen beider Wohnort lag, zu vereinbaren. Die sichtbar auf sich getragenen „Neuesten Nachrichten“ sollten das Erkennungszeichen sein.

Mit Ungeduld und einer gewissen Unruhe sah Schwenter dem Sonntag entgegen. Das bevorstehende Erlebnis bedeutete für ihn etwas Neues, Aufregendes. Denn ohne Schwestern aufgewachsen, benahm sich Adolf Frauen gegenüber scheu, zurückhaltend und ein bißchen ungelassen. Eine unglückliche Jugendliebe hatte diese Zurückhaltung noch verstärkt, und später hatten Berußpflichten ihn so sehr in Anspruch genommen, daß er trotz seiner dreißig Jahre in Liebessachen recht unerfahren und naiv war. Das Herz pochte ihm bis zum Halse, als er sich am Sonntag nachmittag im Wartsaal zweiter Klasse zu Lauberswil vor einer sehr schlanken, schönen Blondine verneigte, die in scheinbarer Verliebung den Leitartikel der „Neuesten Nachrichten“ studierte. Seine Befangenheit dauerte aber nicht lange. Denn Anna Jost plauderte gleich so munter und ungezwungen daher, daß Schwenter rasch vergaß, auf welche zwar nicht ganz alltägliche, aber doch unzeremonielle Art ihre Bekanntschaft zustande gekommen war. Die beiden nahmen den Weg ins Städtchen hinauf, und ein lebhaftes Gespräch war die Begleitung. Anna war, wie sich bald herausstellte, vier Jahre jünger als Schwenter, erschien aber gereifter als er. Sie hatte eine ziemlich freudlose Jugendzeit hinter sich. Von der Schule weg hatte sie sofort ans Verdienen denken müssen, war aber durch Fleiß und zeitbewußtes Streben eine tüchtige Weißnäherin geworden. Heute verfaßt sie die Stelle einer gutbezahlten Vorarbeiterin in einer Wäschefabrik.

In offener, freimütiger Weise berichtete sie aus ihrem Leben. Sicherlich war sie ein Mensch von praktischem Sinn, von Energie und Herzensgüte. Und was wichtig und bei Frauen selten ist: sogar Humor schien Anna zu besitzen. Schwenter war entzückt. Er geriet in große Fahrt und erzählte seinerseits von seinem Beruf, von seinem Aufenthalt in der welschen Schweiz, von seinen Zukunftsplänen. Und Anna war eine aufmerksame Zuhörerin.

Sie durchwanderten die Gassen und Gäßchen des Städtchens. Später gingen sie den Fluß entlang, der in großen Windungen das Land durchzieht und aus dessen Gebüsch der Schwarzdorn seine fahlweißen Blüten holt. Es war ein Sonntag im Frühling. Die Sonne, der wolkenlose Himmel, die Blumen, das Zwitschern und Summen im lichten Raum — alles erschien den zwei jungen Leuten doppelt schön, weil sie das Vorgefühl der Liebe, die Erwartung des Glückes in sich trugen.

Zwei Stunden waren unter frohem Blaudern vergangen, als Schwenter daran dachte, daß seine Pflichten als Kavalier die Einladung zu einem Tee geboten. Sie kehrten also ins Städtchen zurück, und bald war eine Konditorei gefunden, die aus England zwar nicht den Tee, wohl aber die schöne Aufschrift „Tea-Room“ eingeführt hatte. Die Teestube lag im ersten Stock und sah mit ihren Mahagonimöbeln recht einladend aus. Mit Behagen beobachtete Schwenter, wie Annas geschickte Hände den Tee einschenkten und das Gebäck auf die beiden Teller schaufelten. Noch nie hatten ihm Süßigkeiten so herrlich gemundet. Das Grammophon in der Ecke hob mit einer Schlagerweise zu lärmten an. Schwenter vermochte die Schlager sonst nicht auszustehen, und seinen Freunden gegenüber behauptete er immer wieder, wer solch modernen Singsang gerne anhöre, habe einen Knacks in der Seele. Jetzt aber lauschte er mit erzwungener Hingabe der Melodie: „Liebling, mein Herz läßt dich grüßen“, studierte dabei allerdings eifrig die Wandtapete, und als eine neue Platte gar summte: „Auch du wirst mich einmal betrügen, auch du“, sahen sich beide verlegen aus den Augenwinkeln an und fanden diesen Liedtext abgeschmackt und den Umständen absolut nicht angemessen.

Die Unterhaltung verebbte alsgemach. Uebrigens war es bald Zeit, an die Trennung und Heimkehr zu denken. Auf dem Weg zur Station schien Anna etwas auf dem Herzen zu haben, doch er auf dem Bahnsteig fand sie den Mut zu einer Frage, die sie bis jetzt nicht zu äußern gewagt hatte:

„Sagen Sie mir, Herr Schwenter, was ist das eigentlich, ein Altruist?“

Er schnappte nach Luft, wie der Fisch auf dem Trockenen. Der daherbrausende Schnellzug enthob ihn der Antwort.

„Ich werde Ihnen schreiben“, brachte er hervor. Dann sagte jedes „Auf Wiedersehen“, und das Wort klang in ihren Ohren wie das Finale einer tiefempfundenen Frühlingsfinsionie.

Schwenter blieb mit gemischten Gefühlen zurück: sein Herz hatte Feuer gefangen, aber die letzte Frage Annas wirkte auf ihn wie eine kalte Dusche. Er nahm es ihr übel, daß sie ihm auf sein Inserat geschrieben hatte, ohne von dem Begriff „Altruist“ einen blässen Dunst zu besitzen. Zwar hatte er ihrer Erzählung entnehmen können, daß altruistische Gefühle ihr durchaus nicht fremd waren, doch erschien ihm ihre Unkenntnis des Fremdwortes als eine Lücke in der Bildung und die späte Gestaltung als ein Mangel an Aufrichtigkeit.

Schwenter war als eingefleischter Ideologe so sehr in seine eigenen Gedankengänge verstrickt, daß er das Leben in seiner Gesamtheit in das Gefüge seiner Theorien einzwingen wollte und dabei nicht merkte, wieviel Wertvolles ihm verloren ging. Vor allem entbehrte er der Erkenntnis, daß die Beziehungen zwischen Mann und Frau von Gesetzen beherrscht werden, die noch keine Philosophie ergründet hat. So empfing Anna Jost denn nach einigen Tagen einen höflichen Brief, der keine Gegenüberung erheischt, sondern unter das Lauberswiler Erlebnis für beide höchst formell den Schlußpunkt setzte.

Ein paar Jahre später war Schwenter, nun schon bald ein richtiger Junggeselle mit allen Vorzügen, Schwächen und Schrullen, die dieser Menschensorte anhaften, bei seinem verheirateten Freunde Zumsteg eingeladen. Unverfehlt glitt die Unterhaltung auf das Thema Liebe und Ehe über, und da erzählte Schwenter zum erstenmal von jenem Frühlingstag in Lauberswil. Frau Zumsteg zankte ihn gehörig aus: Das sei wieder einmal ein echt männlicher Geniestreich, wegen eines blöden Fremdworts vielleicht sein Glück zu verscherzen. Die Hauptſache sei doch, daß eine Frau das Herz auf dem rechten Fleck habe; daß eine noch ein Fremdwörterbuch im Kopf herumtrage, wäre denn doch zu viel verlangt.

Zumsteg, der der Abkanzelung lächelnd zugehört hatte, setzte der Auseinandersetzung die dünnen Worte auf:

„Ja, so ein Fremdwort hat schon manchmal Gutes gewirkt.“